

(Nachdruck verboten)

## Der Roman einer Verschwörung.

24

Von U. Rauc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Dieser Mensch hält uns fest, wir sind ihm lästig,“ sagte Rochereuil sich, „er hat jetzt einen Vorwand und wird uns nicht schonen!“ Instinktiv hatte Frau Rochereuil denselben Gedanken. Bis in den tiefsten Kern ihres Wesens hatte er sie getroffen. Mitunter träumte sie in der Nacht, daß sie Wittwe wäre, und schluchzend erwachte sie. Ihr Kissen war dann feucht von vergossenen Thränen. Doch am Morgen badete sie die Augen lange in frischem Wasser und suchte ihrem Gesicht einen heiteren Ausdruck zu geben. Länger als jemals früher blieb sie bei der Toilette, wie wenn sie durch ihr Aeußeres gefallen wollte. Endlich ging sie fort und begrüßte ihren Gatten mit fröhlich lächelnden Lippen. Er empfing sie mit derselben Miene. Sie dachte nur an ihn, und er nur an sie.

Eines Tages, als Frau Rochereuil sich im Gefängniß einstellte, sagte man ihr, daß ihr Gatte nicht mehr dort wäre: er wäre am Abend vorher fortgeschafft worden. Was war mit ihm geschehen? Der Gefängnißinspektor wußte es nicht. Sie wandte sich an die Behörden von Poitiers: diese wußten ebenfalls nichts oder wollten nichts sagen. Sie schrieb an den Polizeiminister, und empfing keine Antwort. Sie reiste nach Paris und bat Bonaparte um eine Audienz, die verweigert wurde. Verzweifelt lehrte sie nach Poitiers zurück; sie fand dort einen Brief, den Rochereuil trotz der Ueberwachung geschrieben und der Post übermitteln hatte. Er war im Gefängniß zu Nantes.

Drei Tage später war sie in Nantes und stellte sich dem Präfecten vor. Dieser sagte, er verstehe nicht, wovon sie spreche. Sie beharrte jedoch bei dem, was sie gesagt hatte; da wies der Beamte ihr höflich die Thür. Durch eifrige Nachforschungen erfuhr sie, daß einige Gefangene auf der Fregatte „La Chiffonne“, die noch nicht in See gestochen war, eingeschifft waren.

Frau Rochereuil eilte zu dem Kapitän der Fregatte. Diesem waren jedoch durch seine Instruktionen die Hände gebunden. Es war rathlos verboten worden, die Deportirten mit irgend jemand, verkehren zu lassen. Der Kapitän handelte sogar seinem Befehl zuwider, als er zugab, daß Rochereuil an Bord der „Chiffonne“ wäre und sich wohl befände.

Frau Rochereuil fragte, ob sie ihm Wäsche, Kleider oder Geld schicken könnte. Da er ganz unvorbereitet abgereist und mitten in der Nacht fortgeschleppt worden wäre, mußte er von allem entblößt sein. Der Kapitän sagte, dies wäre unmöglich, weil Frau Rochereuil die Abwesenheit ihres Gatten auf der „Chiffonne“ nicht wissen dürfte. Aber, da er ein guter Mensch war, nahm er das Geld und versprach, es Rochereuil auszuhandigen, sobald der Deportirte das Schiff verlassen würde. Er that später auch, wie er gesagt hatte.

Schließlich hat die arme Frau den Kapitän, ihr zu sagen, wohin die „Chiffonne“ ginge, nach welchem Ort der Transport bestimmt wäre. Er gab ihr sein Ehrenwort, daß er es selbst nicht wisse und das versiegelte Packet, das seine Instruktionen enthalte, erst auf offener See öffnen dürfe. Dies war in der That so.

Frau Rochereuil kehrte niedergeschlagen in ihr Hotel zurück; sie hatte keine Thränen mehr. Sie war allein, denn sie hatte nicht gewollt, daß ihr ältester Sohn Pierre sie begleitete. Sie fürchtete das Ungeßüm des jungen Mannes, das ihn vielleicht zu einer Gewaltthat hinreizen würde. Dann zog sie auch in Erwägung, daß eine Frau allein weniger Mißtrauen einflößt und mehr erreicht. Sie täuschte sich nicht. Wenn ihr Sohn bei ihr gewesen wäre, hätte man ihn wahrscheinlich verhaftet. Mit ihr verfuhr man nachsichtiger. In ihrem Hotel fand sie eine Aufforderung vor, nach der Polizei zu kommen.

Dort wurde sie in einem engen, schmutzigen Schreibzimmer von einem gemein aussehenden Beamten verhört.

„Ihr Name?“

„Ich bin Frau Rochereuil, die Gattin des ehemaligen Konventsmitgliedes.“

„Ihr Paß?“

„Hier.“

„Was wollen Sie in Nantes?“

„Meinen Mann sehen.“

„Wer hat Ihnen gesagt, daß er hier ist?“

„Ich weiß es.“

„Sie wollen nicht sagen, von wem Sie es wissen?“

„Nein.“

„Ich könnte Sie ins Gefängniß schicken.“

„Thun Sie es.“

Bei diesen mit fester Stimme gesprochenen Worten sprang der Polizeikommissar von seinem Sessel auf, trat auf Frau Rochereuil zu und stieß allerlei Drohungen aus. Mit ruhigem Auge hielt sie den schielenden Blick dieses Schurken aus.

Wie alle solche Leute schließlich nachgeben, wenn man sich ihnen gegenüber nichts vergiebt, so auch dieser Beamte. Er rückte für Frau Rochereuil einen Sessel herbei und sagte:

„Madame, ich habe Ihnen den Befehl zu übermitteln, Nantes noch heute zu verlassen. Wenn Sie morgen noch hier sind, sehe ich mich gezwungen, Sie verhaften zu lassen. Es ist Ihnen auch verboten, nach Paris zu gehen.“

Frau Rochereuil stand auf und ging ohne ein Wort zu erwidern hinaus. Am Abend reiste sie ab und kehrte nach Poitiers zurück, wo sie ihren Kindern mittheilte, daß sie den Vater nicht habe sehen können.

Fast zwei Jahre verflossen. Niemand in Frankreich wußte, was aus den Deportirten geworden war. Denn die Chiffonne war nach ihrer Ankunft auf den Seychellen von den Engländern gekapert worden und konnte keine Nachrichten geben. Ein Schiff, das von Ile de France kam, brachte zuerst einige Mittheilungen, und die Familien der Deportirten erfuhren so, auf welchen Punkt des Erdballes die Unglücklichen geworfen worden waren. Einige Zeit später empfing Frau Rochereuil durch die Freundlichkeit eines englischen Marine-Offiziers einen Brief; dann hörte sie wieder zwei Jahre lang nichts.

Schließlich erfuhr sie, daß der Marineminister von dem Gouverneur von Ile de France einen Bericht über die Deportation nach den Seychellen und eine Liste der lebenden und verstorbenen Deportirten erhalten habe. Frau Rochereuil und ihr Sohn reisten nach Paris. Im Ministerium wollte man sie diesmal wohl nicht abweisen; ein Bureauvorsteher empfing sie.

„Sie fragen,“ sagte er, in einem Aktenstoß blätternd, „nach einem gewissen Rochereuil, der nach den Seychellen deportirt wurde. Sehr wohl. Sehen wir zu, sehen wir zu... Rochereuil... Rochereuil... Ich finde den Namen nicht... ah! hier... hier... Rochereuil... Jean Baptiste... Antoine... früheres Konventsmitglied. Er wurde sechs Monate nach seiner Landung auf den Seychellen nach den Komoren überführt, und seitdem... seitdem... oh! seitdem... ist er gestorben. Das Fieber tritt dort unten sehr bössartig auf. Wenn Sie es wünschen, werde ich Ihnen die Bescheinigung darüber aushändigen...“

So erfuhr Frau Rochereuil, daß sie Wittwe war. Pierre Rochereuil war von diesem Vater, von dieser Mutter erzogen worden; er hatte sie niemals verlassen. Das will sagen, aus welcher Schule der Ehrenhaftigkeit, des Patriotismus, der Charakterfestigkeit er seine ersten Unterweisungen empfing. Er erhielt sogar seinen Unterricht durch seinen Vater, der in den Wissenschaften gelehrt war wie viele Männer am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Als Knabe erlebte er das Schauspiel der Revolution. Dann brach das Mißgeschick herein. Er hörte seinen Vater von dem glorreichen Tode seiner Freunde, der letzten Mitglieder des „Verges“, der Opfer des Prairial erzählen; er sah schließlich, wie dieser von den Schergen des Konkuls verhaftet wurde. Er hatte ihn nicht zum Abschied unarmen können, als er in das Exil ging, aus dem dieser unbekannt, gleich vielen anderen vergessene Märtyrer nicht zurückkehren sollte. Wer kennt heute noch die Namen der Deportirten des Rivose!

### XVII.

Solch schwere Schicksalsschläge hatten das heroische Herz von Frau Rochereuil nicht dauernd entmuthigen können. Trotz ihres tiefen Schmerzes hatte sie sich nicht gebeugt. Sie wollte die Trauer, die sie trug, in Ehren halten. Weder in



dem Augenblick, da ihr Gatte ihr entrißen wurde, noch bei der Nachricht seines schrecklichen Todes hatte sie eine Klage oder ein Wort des Bedauerns über das kampfreiche Leben, das ihr Gatte sich erwählt, ausgestoßen. Sie hatte ihm niemals vorher oder nachher den Vorwurf gemacht, daß er sie weniger geliebt als die Revolution, daß er seine Familie seinem Vaterlande geopfert hatte. Sie fluchte seinen Hentlern, aber alles, was er gethan hatte, war wohl gethan.

Nicht etwa, daß sie den Kultus der Revolution mit Eifer gepflegt, die Ideen derselben getheilt und von derselben Leidenschaft, demselben Enthusiasmus erfüllt gewesen wäre, wie ihr Gatte. Aber sie war seine Gefährtin, und die Pflicht gebot ihr, sein Leben zu theilen. Zudem hatte sie, da sie gerecht und gut war, bald begriffen, daß Rochereuil und seine Freunde für die Gerechtigkeit, für die Menschheit wirkten. Die Ideen, die sie im Anfang fast gleichgiltig ließen, hatten sich für sie in Fleisch und Blut verwandelt in der Gestalt dessen, den sie liebte, und der Männer, die sie am höchsten achtete und bewunderte.

Wenn Rochereuil in den rauhen Tagen der Revolutionszeit an den häuslichen Herd zurückkehrte, fand er dort Ruhe und Rast, niemals Tadel, Entmuthigung oder Zwist. Wenn das Unmögliche geschehen wäre, daß er, schwach und müde geworden, die Grundzüge seines ganzen Lebens verrathen hätte, dann würde Frau Rochereuil sich nicht für berechtigt gehalten haben, ihn zu verurtheilen, aber sie hätte tief in ihrem Herzen die bitterste aller Enttäuschungen verborgen.

Als sie sich in dem verödeten Hause mit ihren Kindern allein befand, als sie die schwarzen Kleider angelegt hatte, die sie hinfort nicht mehr ablegen wollte, richteten alle ihre Gedanken sich auf den Jüngling und den Knaben, die mit ihr weinten. In beiden erkannte sie schon die Entschlossenheit und Seelengröße des Vaters, aber auch seine Zähigkeit, seine Festigkeit, sein leidenschaftliches Temperament. Nach einer bewegten Jugend war Rochereuil an der Seite seiner über alles geliebten Frau ruhiger und maßvoller geworden.

Der Jüngling und der Knabe weinten, aber an ihren gehaltenen Fäusten, dem Zucken ihrer Brauen, dem düsteren Glanz, der aus ihren Augen brach, erkannte die Mutter, daß sie noch nicht am Ende ihrer Leiden war. Sie sah nur zu gut voraus, daß Pierre schnell seine Thränen trocken und entschlossen das Werk seines Vaters aufnehmen, daß auch er Leben und Freiheit daransehen würde und sie einst auch vor ihm ihre Angst verbergen und mit dem Tode im Herzen eine heitere Miene werde zur Schau tragen müssen. Pierre schwieg. Kein Wort kam von seinen zusammengepressten Lippen; aber der kleine Louis sagte, den Kopf auf die Knie seiner Mutter gelehnt, schluchzend:

Mutter, wir werden ihn rächen!

Ein herbes Wort für das Herz der Mutter, die ein ähnliches auf den Lippen trug und am liebsten auch gesagt hätte: „Nächt ihn, meine Kinder!“ wenn sie nicht bei dem Gedanken an die Gefahr, der sie ihre Söhne aussetzte, fast erstarrt wäre.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Stahl.

Von Hans Ostwald.

Auf dem schwarzen, mit abgestorbenem Gras überwucherten Landwege geht vor mir ein breitschultriger, gebückter Mann.

Er ist das einzige lebende Wesen außer mir auf der weiten, öden Heide, die sich vor uns sanft hinaufzieht. Wildes, rörrisches Gras, das nie gemäht worden, duckt sich im Herbstwinde; eine andere Pflanze gedeiht hier nicht. Die grauen Wolken, die sich langsam aber stetig am Himmel emporschieben, fressen die letzten hellen Flecken, es ist, wie wenn sie sich an ihnen mästen, so schwellen sie an, so blähen sie sich auf.

Vor uns taucht etwas Schlanges auf. Je höher wir die Heide hinaufsteigen, desto mehr sehen wir davon, wie eine Thurmnadel ragt ein Schornstein in die Luft. Daneben liegt ein Felsblock. Beim Näherkommen sehe ich, daß es ein verfallenes Gebäude ist.

Dicht vor ihm erreiche ich den alten Mann. Er bleibt stehen und wendet sich nach mir um mit einem gemurmelten: „u Tag!“ Dann gehen wir zusammen weiter.

Unter einer schmierigen, bis oben zugelnöpften Jacke trägt der Alte ein braunes Wollhemd, das am Halse zwischen einem rosa- und blaugestreiftem Tuch hervorschaut. Aus dem Tuch dringt sein breiter Kopf mit flacher Stirne, in die eine Kattummühe mit schwarzem Saeschirm geschoben ist. Nach einem hastigen Blick über mich hin geht er an dem zusammengefallenen Gemäuer vorbei und biegt in eine Thüröffnung ein, deren Wölbung heruntergefallen und von Gras überwuchert ist. Er seht sich müde darauf und zieht die stämmigen Beine an, während seine Brust leuchtet.

Ich lehne mich ihm gegenüber an den Thürpfosten; dicht neben mir wächst der Schornstein empor, an dem der Wind mit wüthenden Händen vergeblich rüttelt.

Als der Alte sich etwas erholt hat, erhebt er sich und geht über das Geröll in die gegenüberliegende Ecke, wo die Mauer noch besser vor dem Wind schützt. Dort sind Steine zu einer Bank geschüttet, auf der man bequem sitzen kann. Als der Alte sich niedergelassen hat, zieht er aus seiner Jackentasche ein Frühstückspäckchen. Ich folge seinem Beispiele, und so sitzen wir stumm launend.

Nachdem er geessen, streicht er die Brotkrumen von seinen Schenkeln, die von einer hellblauen, geslickten Hose bedeckt sind. Wir sitzen noch ein Weilschen stumm bei einander; dann frage ich, um die Stille, die hier im verlassenem, todten Gemäuer doppelt schwer drückt, zu unterbrechen: „Hier stand eine Fabrik?“

Der Alte stüßt den Kopf in die starkknochigen Hände und sagt:

„Ja, hab' selbst drin gearbeitet“ — er weist durch die Fensteröffnung auf vollständig zusammengefallene Gebäudetrümmer — „da war ein Bergwerk . . . Es ist schon lange todt . . . Das ganze Werk steht jetzt weiter unten . . . Hier wurde das Erz geschmolzen und gegossen . . . Damals standen hier viele stolze Schornsteine. Es wurde gehämmert und gepocht. — Ich, ich habe hier gearbeitet — mehr als dreißig Jahre . . . Mein Schweiß floß auf das glühende Eisen und verdampfte zischend. O, damals war ich noch einen viertel Meter höher als heute, Herr! Die Arbeit, der Stahl hat mich soweit verschluckt.“

„Damals ragte ich noch gerade hoch wie ein Schornstein, als ich hier zum ersten Male hineinging, ein junger Geselle, jetzt bin ich krumm wie eine alte Weide.“

„Ja, ja! Junger Herr! Meine Mutter erzählte mir, als ich noch ein unwissender Bursch war, dem die Welt wie ein großer Spielplatz erschien, ein Märchen: An einem feuerpeienden Berge lagerte ein Ungeheuer. Blutroth war seine Haut und grüngrau sein Haar. Wenn ein Mensch vorbeiging, sahle das Ungeheuer den Ahnungstosen und warf ihn in den aufflammenden Berg. Der zischte und sprähte, und bald wuchs aus ihm eine Stange des feinsten Stahles empor. Aus dem schmiedete sich das Ungeheuer einen Ring um seinen Leib. Viele solche Ringe hat es schon um seinen Leib, und doch fehlen noch unzählige, um den Riesentumpf zu bedecken. Noch viele Menschen müssen in den feuerpeienden Berg geworfen werden.“

„Ja, junger Mann; heute habe ich das Märchen verstanden — das Ungeheuer ist die Fabrik. . .“

„Aber kennen Sie auch das schöne Lied:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,  
Der wollte keine Knechte!

„Kennen Sie das? O, wir könnten die Herren des Eisens und des Stahles sein; aber jetzt sind wir seine Knechte! Ja, wir haben uns selbst die Ketten geschmiedet.“ — Er flüstert leise: „Da zogen sie herauf aus dem Grunde, mit den Gewehren und Degen, die wir ihnen gehämmert hatten. Sie schlugen uns, weil wir einen Willen haben wollten.“

Langsam wickelt er das bunte Tuch von dem starken Hals. Ich sehe eine hellrothe lange Narbe vom linken Ohr bis nahe am Kehlkopf.

Er steht auf und hüllt sich wieder ein. Bei dem Bemühen, den Rücken möglichst grade zu drücken, lacht er.

„Aber wir sind noch stark. Wir haben was abgekriegt vom Stahl, den wir bereiten helfen. Wir sind hart und zähe!“

Dann geht er mit seinem breiten Gang aus den Ruinen hinaus, während ich ihm zur Seite bleibe. Einige Schritte die Anhöhe hinauf, wir stehen am Scheitel des Hügels.

Vor uns im Grunde kämpfen Rauchheere miteinander; sie drängen, schieben und vertilgen sich. Hier und da leuchtet es unter ihnen auf — spitze Flammen züngeln in die Reihen der schwarzen Qualm-Ungeheime, als wollten sie die kämpfenden trennen und doch führen sie ihnen nur neue Massen zu.

Der Wind dreht sich. Er kommt uns entgegen und trägt uns den Schall der Werke zu.

Ein wildes Klopfen und Stampfen, Hämmern und Nieten dringt herauf. Dazwischen kreischt eine Säge und eine Dampfmaschine stößt mit Stöhnen ihren weißen Athem aus.

Je länger man hinsieht, desto deutlicher kann man alles unten erkennen. Lange, schwarze Dächer erstrecken sich wie der Rücken riesenhafter Thiere über die Erde. Die Schornsteine ragen wie flammende Föhler und Hörner empor. Der Wind treibt hier und dort die Rauchwolken auseinander und man sieht die Flammen auflodern aus den Essen. Hier sprühen sie blutroth, dort hellgelb, drüben violett mit stahlblau, diesseits rehbraun mit grau.

Die Wolken, die diese hochstrebenden Feuerquellen emporsenden, stränden sich, aufzusteigen. Doch ihre jüngeren Geschwister drängen sie immer höher und dichter, wenn der eine dem andern nicht weichen will, verschlingt der Stärkere den Schwächeren.

„Das Ungeheuer braucht wieder einen Stahlring!“ sagt der Alte und geht mit leisem Lachen, während er mit dem Kopfe nickt, vor mir her in den brodelnden, qualmenden und stampfenden Feuergrund hinab.

Als ihn der streng riechende Dunst dichter umhüllt, scheint er immer kleiner zu werden, immer mehr zusammenzusinken. —



## Kleines Heutleton.

— **Der Denunziant.** Eine recht überflüssige und auf unsere öffentliche Moral gerade kein günstiges Licht werfende Prozedur ist die Anfrage, welche von der Schriftstellerischer Seite darüber veranstaltet worden ist: was von der Denunziation eines Schriftstellers durch einen Schriftsteller zu halten sei. Wohl-gemerkt: einer Denunziation an den Staatsanwalt. Wir hätten ge-dacht, daß unter anständigen Leuten und unter Menschen von Ehr-gefühl hierüber nur eine Meinung sein könne. Wozu eine Frage, wo die Antwort von vornherein feststeht? Fragt man, ob lügen, flehen, worden billigenwerthe Handlungen sind, oder nicht? Die Thatsache der Fragestellung ist an sich ebenso wenig merkwürdig, wie die meisten der Antworten, die zwar sämtlich verurtheilen, aber zum Theil mit einer Argumentation, aus der nur zu schließen ist, daß der Verfasser nicht von vornherein die Antwort bereit hatte, sich erst zu ihr hinaufargumentiren mußte. Ein Psui! braucht keine Dar-legung der Gründe. —

— **Ueber den Herbstsommer auf den Alpenhöhen** schreibt man der „N. Z. Z.“ vom Eigergletscher am Fuß der Jungfrau: Im Spätherbst steigt der Sommer auf die Höhen. Seit Wochen schon ist auf den Bergen eine wunderbar heitere, windstille Bitterungsperiode eingezogen, während unten im Thal die graue, Licht- und wärmearme Nebeldecke lagert. Hier oben in der großartigen, fast erdrückend hehren Gletscherwelt — 2400 Meter überm Meer — athmen wir die sommerlich milde Luft der Riviera; die grünen Grasplätzchen auf der Scheidegg, am Tschuggen, Männlichen und Lauberhorn sind mit herrlichen Blüten geschmückt, weiter unten an der Wengernalp sehen wir die Thiere noch im Freien weiden. Eiger, Mönch und Jungfrau, kaum Büchsen-schussweite von uns entfernt — scheinen im herrlichsten Silberkleide wie neu geschaffen, über dem Ganzen wölbt sich ein Himmel so blau und so rein, wie wir unten im Thale es niemals gesehen. Der Neuschnee, welcher im September hier am Eigergletscher den Boden schon nahe einen halben Meter bedeckte, ist vollständig verschwunden, bis weit an den Rothstock hinauf. Mittags 2½ Uhr — im Schatten — zeigt unser Thermometer am Rothstock 10 Grad Celsius, an der Sonne sind es nahe 30 Grad, dabei stehen wir in der Höhe des Säntiz, 2500 Meter über dem Meer! Unter uns hören wir im Felsen die Hammerschläge der Mineure, die an der „Prima Galeria dell Eiger“, dem Eingangstunnel der Jungfrauabahn, arbeiten, es herrscht im Sonnenglanz ein ge-schäftiges Leben und Treiben da oben, das Worte gar nicht zu schildern vermögen. Doch erst der herrliche Abend! Dunkles Stahl-blau am Osthorizont, über den Wetterhörnern, der sinkenden Sonne gegenüber, darüber die Purpurfarben des Gegenämmerungsbogens, dann grüne, endlich blaue Tinten. Ueber Eiger, Mönch und die wunderbare Jungfrau ergießt sich die purpurne Röthe des scheidenden Tagesgestirns; eine leichte Rosenfarbe umgrenzt den Schatten, welchen das Schneehorn auf den Jungfrauen wirft. Dahin, dahin, möcht' ich . . .

— **Der Schlangenbändiger.** Ein Mitarbeiter, der Indien bereist hat, erzählt der „Köln. Ztg.“: „Wünscht der Huzoor (hohe Herr) vielleicht, daß ich meine Schlangen zeige?“ So redete mich ein Hindu auf der Veranda meines Hauses an. „Ich habe hier Cobras, Karitis, die flinke Dhamma (Reitschen-Schlange) und die giftigste von allen, die kleine Bingraj (Sand-Schlange). Eine Cobra-Königin zu fangen, ist mir noch nie geglückt, und die Wandport-Schlange kann ich nicht gebrauchen, da dieselbe nur von Bienen lebt. Bei meinem Umherziehen könnte ich die nicht beschaffen. Auch sind diese Schlangen zu gefährlich; denn sie besitzen außer ihrem Giftzahn einen giftigen Stachel am Schwanzende, welcher tödliche Stiche verursachen kann.“ Auf meine Frage, ob er ein Gegengift anwende, falls er gebissen würde, antwortete er, die Schlangenzähmer hätten ein Mittel, welches den Biß jeder Schlange, außer dem der Sand-Schlange, unschädlich mache. Ich hatte noch nie dieses kleine, kaum fünf Zoll lange Reptil ge-sehen. Der Hindu griff in seinen Korb, holte ein kleines Kästchen hervor und entnahm demselben zwei dieser kleinsten aller indischen Vipern. Raum vier Zoll lang, bewegten sie sich sehr träge, und nur die gespaltene Zunge fuhr raslos hervor, während sich der platt ge-drückte Kopf, wie er allen Giftschlangen eigen ist, langsam nach rechts und links bewegte. Diese giftige kleine Schlange hält sich meistens auf sandigen Plätzen auf und lebt von kleinen Insekten. Da alle Hindus barfuß gehen, werden sie oft von dieser Schlange gebissen. Der Tod tritt in der Regel sofort ein, nur nach einem Biß in der Brust erst nach und nach; der Gebissene fühlt sich in letzterem Falle müde und schläft ein, um nie wieder zu erwachen. Namentlich Frauen, welche ihrem Leben ein Ende machen wollen, suchen sich eine solche Schlange, die bei ihrer Trägheit leicht zu fangen ist. Die Selbstmörderin legt sich die Schlange auf die Brust und schläft nach dem Biße ein, ohne, wie man allgemein vermuthet, Schmerzen zu fühlen, denn die Gesichtszüge zeigen nach dem Verschwinden ein ruhiges, zufriedenes Aussehen, wie das eines glücklich Träumenden. Das Gegengift — Nai ha-Thitha (die Galle der Cobra) — bewahrt, wenn es sofort auf die Wunde kommt, vor dem Tode; der Gebissene wird nur einige Tage krank bleiben und oft Ohnmachtsanfälle haben. Auch muß der Kranke täglich bis zur Genesung etwas von dieser Galle in Milch einnehmen. Die Schlangenzähmer gewöhnen sich an das Gift, indem sie beständig

davon einnehmen; darum thut ihnen der Biß einer giftigen Schlange keinen Schaden. Man gewinnt das Gift, indem man den Hinter-kopf der Schlange preßt, das Gift sammelt sich an der Spitze des Giftzahns und wird mit einem Strohhalm aufgefangen. Der Tropfen wird dann auf ein Sarafarillablättchen geträufelt und mit diesem hinuntergeschluckt. —

## Musik.

— Eine merkwürdige Oper ließ der Italiener Rai-mon-di im Jahre 1777 zu Paris auführen. Das Werk hatte weder einen Text, noch traten Sänger oder Sängerinnen darin auf. Die einzelnen Partien wurden nur durch Instrumente aufgeführt. Der Zettel dieser „Abenteuer des Telemach“ betitelten Oper hatte folgen-des Aussehen:

Telemach	erste Violine.
Mentor	Violoncell.
Kalypso	Flöte.
Eucharis's Nymphe der Kalypso	Ein Hautbois.
Nymphen der Kalypso	Blasinstrumente

Das Musikstück begann mit einer Symphonie, die ein Ungewitter schildern sollte, dann folgte ein Duett zwischen der ersten Violine und dem Violoncell, Telemach und Mentor sprachen darin die Freude über ihre Befreiung aus. Nachdem sie geendet, lockt Kalypso den Jüngling in ihre Grotte, und die Nymphen führen vor beiden ein Ballet auf. Eine ganze Weile dauert der übermüthige Reigen, dann fällt plötzlich das Hautbois mit einem schwärmerischen Solo ein, indem Eucharis dem Telemach ihre Liebe gesteht. Zum Schluß verkündet eine Symphonie des ganzen Orchesters den Brand der Schiffe, unterbrochen von den Klagerufen der Eucharis und Kalypso. Das eigenartige Longemälde fand in Paris großen Beifall und wurde oft wiederholt. Noch 1818 wurde es von den Reizenfenten gut kritisiert. Der eine empfiehlt es sogar jüngerer Komponisten zur Nachahmung, „da ein solches Konzert nicht bloß das Gehör, sondern auch die Phantasie beschäftigen würde“. „Freilich“, fügt er hinzu, „ist es nicht leicht, brennende Schiffe durch Geigenstriche zu malen“. —

## Kunst.

— Schmid, Hans Seb.: „Kunst-Stil-Unter-scheidung“ für Laien, Kunstfreunde, Gewerbsleute zc. Kurz ge-faßte Vorführung der augenfälligsten Kennzeichen aller wichtigen Stilarten, vom allegyptischen Stile bis zur Gegenwart. Mit 240 Illu-strationen. München. 1897. Hermann Lulashitz (G. Franz'sche Hofbuchhandlung.) Dritte bereicherte Auflage. Das Büchlein hält auf knappem Raume voll das, was es im Titel verspricht. Die Darstellung ist klar und allgemein verständlich, die Illustrationen entsprechen dem angestrebten Zweck. Der billige Preis — 1,25 M. — wird es auch Arbeitern möglich machen, sich das Werkchen zu-zulegen. —

## Aus der Pflanzwelt.

t. Ueber die Safrankultur in Kaschmir giebt die Zeitschrift „Gardener's Chronicle“ eine interessante Darstellung. Die indischen Eingeborenen brauchen diesen Pflanzenstoff sehr vielfach, erstens als Gewürz, vor allem aber als Färbemittel, mit dem sie sich die Stirn bemalen. Besonders wird der Crocus, von dem bekanntlich der Safran gewonnen wird, in der Gegend von Pampur in großen Feldern angebaut, aber das Verfahren dabei ist noch sehr primitiv und ein wenig Unterricht in moderner Agrilkultur-Wissen-schaft würde den Ertrag dieser Felder jedenfalls bedeutend vermehren können. Gegenwärtig sind die Pflanzungen erheblich zurückgegangen, da während der letzten Hungersnoth die Crocus-Zwiebeln von den Eingeborenen gegessen wurden, man sucht sie nun durch Ansaat wieder zu ergänzen, aber dies geht sehr langsam. Für den Anbau von Crocus bedarf es abschüssiger Grundstücke von besondrerer Lage, erst drei Jahre nach der Ansaat erlangt man Zwiebeln, die man dann in Vierecken auf das eigentliche Feld überpflanzt. Diese Felder bleiben acht Jahre vor ihrer Benutzung brach und erhalten weder Düng noch Bewässerung; sind sie mit Crocus be-pflanzt, so geben sie 14 Jahre lang einen Ertrag. Die Zwiebeln erneuen sich, ohne daß man sich darum zu kümmern braucht, denn die jungen bilden sich in dem Maße aus, wie die alten verwesen. Die Knollen werden im Juli oder August gepflanzt und jedes Viereck mit einem kleinen Abzugsgraben umgeben. Die Blüthe erscheint im Oktober, dann wird sie sofort gepflückt und zum Verkauf in Säcke gefammelt. Die Safranbereitung geschieht dann in der Weise, daß die Blüthen in der Sonne getrocknet und darauf die Griffel aus ihnen entfernt werden, die äußersten orangeroth gefärbten Enden der letzteren liefern den Primasafran, während der übrige Theil der Narbe den Safran von geringerer Güte giebt. Die getrockneten Blüthen werden dann noch ins Wasser geworfen, dem sie eine noch weniger gute Sorte Safran mittheilen, der ebenfalls gewonnen wird. —

## Geographisches.

— Mit Hilfe artesischer Brunnen sind in der Wüste Sahara bereits eine Menge Daseu hervorgerufen worden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß auf diese Weise ein immer größerer Theil der Wüste nutzbar gemacht werden kann. So befindet sich südlich von der bekannten Dase Biskra, bis wohin von Algier aus eine Eisenbahn führt, der Distrikt Oued Riv', der zahlreiche Daseu enthält, die zum großen Theil den artesischen Brunnen zu-danken sind, die hier von den Franzosen gebohrt wurden.



Der erste dieser Brunnen entstand auf Anregung des Generals Desvoing unter Leitung des Ingenieurs H. Jus, und seitdem wurden diese Bohrungen in solchem Umfang fortgesetzt, daß zu Anfang der neunziger Jahre der Berechnung nach über 104 Millionen Kubikmeter Wasser zur künstlichen Bewässerung der Oasen in Oued Kir' verwendet waren. Dadurch ist sowohl die Bevölkerung dieses Distrikts wie auch die Anzahl der Palmen und Obstbäume seiner Oasen verdoppelt worden. Gegenwärtig giebt es in der Wüste in Oued Kir', südlich von Biztra, auf einer Strecke von 120 Kilometern nicht weniger denn 43 Oasen mit mehreren 100 000 Palmen und einigen 100 000 Obstbäumen, und seit 1875 werden dort auch beträchtliche Mengen Negerkorn gebaut. Ausgeführt wurden die Bohrungen nach dem System Rippmann in Paris und erforderten 354 600 Tagewerke und 17 000 Meter eiserne Röhren, die zusammen 840 000 Kilogramm wogen. Die Röhren mußten mit Kameelen in die Sahara transportirt werden, was den Transport sehr kostspielig machte, denn die bis Biztra führende Eisenbahn ist erst 1888 fertig geworden. Außer den französischen artesischen Brunnen giebt es in der algerischen Sahara noch zahlreiche Brunnen, die von Eingeborenen gebohrt wurden, doch haben diese keine längere Dauer als fünfzehn Jahre, wogegen sich die französischen Brunnen als sehr dauerhaft erweisen. Was den Salzgehalt im Wasser betrifft, so ist dieser recht hoch. In Ouargla, wo die letzten artesischen Brunnen sind, ist es auch mit den Oasen und der Zivilisation, welche die Handelskarawanen zum Sudan hier zurücklassen, zu Ende. Die kleine Stadt mit 4000 Einwohnern und 1400 in langgestreckten, engen Straßen zusammengepackten Häusern hat zahlreiche artesischen Brunnen sowohl französischen wie arabischen Ursprungs, die an der Grenze der unermesslichen Wüste eine herrliche Oase mit unzähligen Dattelpalmen geschaffen haben. Es sind Pläne aufgetaucht, die Brunnenbohrungen noch weiter südwärts auszu dehnen. Der schwedische Handelskemiker Landin hatte von seinem Aufenthalt in der algerischen Sahara Proben von Wüsten sand mitgebracht, die vom chemischen Institut in Stockholm auf ihren Goldgehalt untersucht wurden. Es zeigte sich jedoch keine Spur von Gold. Dagegen bietet das artessische Wasser durch die darin gemachten Funde von lebenden Fischen, Krustaceen und Mollusken, sowie auch von Fossilien und Subfossilien, theoretisches Interesse.

**Bergbau.**

— Ein Schwefelbrunnen. Eine eigenthümliche Förderungsweise wendet man bei einem nordamerikanischen Schwefellager von großer Mächtigkeit an, indem man dieses zum Schmelzen bringt und dann in die Höhe preßt. Zu diesem Zwecke bracht man, wie die „Desterr. Zeitschr. für Berg- und Hüttenw.“ mittheilt, ein Bohrloch nieder und kleidete dieses mit einem äußeren Rohr aus, in welchem konzentrisch ein zweites, etwas engeres stand, das in sich wiederum ein drittes enthielt. Das mittlere und innere Rohr waren unten durch einen Flansch dicht verbunden. Man leitete nun in den so gebildeten Raum heiße Luft, die den Schwefel schmilzt, so daß das Rohrsystem weiter nach unten sinken kann. Währenddessen preßt man gespannten Dampf durch den Zwischenraum zwischen dem äußeren und mittleren Rohr, der den geschmolzenen Schwefel durch das innere Rohr nach oben drückt. Man kann dazu keine eiserne und auch keine kupferhaltigen Röhren nehmen, da beide vom Schwefel angegriffen werden, sondern man benützt mit Aluminium plattirte Röhren.

**Technisches.**

— Die Leichenverbrennung geschieht in Gotha auf folgende Weise: Der Leichnam kommt weder mit dem Brennmaterial noch mit den Flammen in irgend welche Berührung, sondern das Brennmaterial (Braunkohle) wird durch Erhitzung in gasförmige Kohlenwasserstoffe verwandelt und in dieser Form mit atmosphärischer Luft gemischt; ein solches Gemisch giebt bei der Entzündung eine ungeheure Hitze, diese Entzündung findet in einer Kammer statt, welche mit gitterartig geschichteten Chamottesteinen angefüllt ist. Sobald diese Steine weißglühend geworden sind, wird das Gas abgestellt und in die Kammer atmosphärische Luft gelassen, welche sich an den glühenden Steinen auf zirka 1000° C. erhitzt. Wenn nun der Sarg nach beendeter Feier aus der Kapelle des Krematoriums herabgelassen worden ist, wird er zunächst in eine durch eine eiserne Thür abzusperrende Kammer, den eigentlichen Verbrennungsraum geschoben, in welchen nun die an den Steinen erhitzte Luft gelassen wird. Schon nach wenigen Minuten schmilzt das Zink des Sarges und wird infolge der großen Hitze verflüchtigt. Da der menschliche Körper eine ziemlich große Menge brennbarer Substanzen erhält, so gerathen dieselben durch die hohe Temperatur natürlich auch ins Glühen, aber ohne eigentliche Flammerscheinung. Mit der fortschreitenden Auflösung fallen die glühenden Ueberreste in sich zusammen und durch einen Rest von Chamottesteinen in einen nach unten sich verengenden Schacht, durch welchen die erhitzte Luft ebenfalls strömt, um so auch die letzten brennbaren Reste zu zerstören; schließlich sammelt sich in einem Blechbehälter ein kleines Häufchen Asche. Der ganze Prozeß dauert kaum eine Stunde, das Blechgefäß mit der Asche, etwa zwei Kilogramm von einem erwachsenen Menschen, wird sofort verbrühet, mit dem Namen des Eingäscherten versehen und den Hinterbliebenen übergeben.

**Humoristisches.**

— Der Probenbauer. In ein Klaviermagazin in Kiel trat vor einiger Zeit ein Marschbauer und erstand um einen hohen Preis ein mit reichem Schnitzwerk ausgestattetes Forte-Piano, das dem elegantesten Salon zur Zierde gereicht haben würde. Wunderte der Händler sich schon, daß die Wahl gerade auf dieses theuere Prachtstück gefallen, so erkaunte er noch mehr, als nach kaum acht Tagen derselbe Bauer wieder bei ihm eintrat mit den Worten: „Ich will noch ak'rat so'n Klavier köpen!“ — „Ja, ak'rat so een is nich mehr da,“ entgegnete der Händler, „äwer hier sün noch welk, de eben so god sün.“ — „Ne, ne, dat mutt ganz ak'rat so sün, as dat amer!“ — „Na“, fragte der Händler, „ward bi Se denn so veel speelt, dat Se twee Instrumenten braken?“ — „Ne, speelen kann keen“, antwortete der Bauer, „äwer hebben mutt man ja doch so'n Dings, un nu seggt min Fru, dat uns' beste Stuw ganz utshändt wörd, wenn nich an de amer Wand gegenüber just so'n Kasten sün, so weer dat en scheesen Kram!“ — „Ja, min leewe Mann, wat Se köst hebben, dat weer en Wiener Instrument; id müst rein eerst een vun Wien verschrieben un dat kann Se licht en dreebunnert Mark mehr kösten!“ — „Na ja, denn verschrieben S' man! Laten S' man gau en richtigen Passer kamen!“ — Im Vollgefühl seines guten Geschmacks und stolz auf seinen Geldbeutel lehrte der Bauer auf seinen Hof zurück.

— Die Unentbehrlichkeit der Klaque. Unter dem zweiten französischen Kaiserreich hatte der Leiter der Pariser Oper beschloffen, die berufsmäßigen Klatscher abzuschaffen. Er ließ den damaligen Häuptling der Klaque, einen gewissen David zu sich kommen und theilte ihm „schonend“ seinen Entschluß mit, der auch von Napoleon III. gebilligt wurde. Der Mann stellte sich ganz unschuldig an und sagte nur: „Sehr schön! Aber wer wird dann dem Kaiser Beifall klatschen?“ Die Klaque wurde — nicht abgeschafft.

**Vermischtes vom Tage.**

— Ein Preisausschreiben für eine Hochzeitsmedaille erläßt der preussische Unterrichtsminister. Soll die an den Trauschein gebandelt oder am Rock getragen werden? Wehe Euch dann, Ihr unbezeichneten gezeichneten Junggesellen! —

— Die „Wiesbadener“ bekommen Nachfolger. Auf Befehl des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha ist ein Preisausschreiben erlassen worden. „Es handelt sich darum, bedeutungsvolle Ereignisse aus der Vergangenheit der Feste Koburg in dramatischen Bildern zusammenzufassen, so daß sie, auf schlichter Bühne von freiwilligen Kräften aus der Bürgerschaft dargestellt, ruhmvolle Erinnerungen zu wecken und das Vaterlandsgesühl zu kräftigen vermögen.“ — Der Sieger erhält 1000 M. und behält das literarische Eigenthum, wie auch das weitere Aufführungsrecht seines Opus. — Wir hoffen, daß die Reihe mit Koburg noch nicht abreißt. Dann kommen wir wenigstens allgemach zu einer patriotischen „Ländle-Runschl“.

— Ein starker Erdstoß mit unterirdischem Rollen wurde am Dienstag Mittag in Detsnik im Voigtland verspürt.

— Saures Bier. In Augsburg läßt der Magistrat in den Brauereien gegenwärtig Bierproben vornehmen. Zwei Drittel der bisher untersuchten Biere erwiesen sich als „sauer“.

— Bei Teplih (Böhmen) ist der Walpurgischacht sammt dem Förderstuhl und den Nebengebäuden vollständig niedergebrannt.

— Blumenarren. Ein belgischer Züchter hat unlängst eine Orchidee zum Preise von 12 000 Francs verkauft. Das ist der höchste bisher für eine Orchidee erzielte Preis.

— Die Bilanz von Monte-Carlo. Die Spielbank hat in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 14 850 000 Francs Erträgniß gebracht. 35 Personen haben sich wegen Spielverluste entleibt.

— Sonst und jetzt: Nach der „Revue Universelle“ hat sich die Reisedauer von Paris nach einigen Städten also gestaltet:

	1650	1782	1834	1854	1897
Calais	123	60	28	6,40	3,42
Strasbourg	218	108	47	10,40	8,20
Marseille	359	184	80	39,20	12,30
Bayonne	358	200	64	27,45	11,11
Brest	270	175	61	86	3,15

— Sonderbare Neklame. In Boston hat jüngst ein Pastor eine Trauung in einem Löwentafel vorgenommen. Die Löwen mußten aber erst mit der Peitsche geschlagen werden, damit die Geschichte einen etwas gefährlichen Anstrich erhielt.

— Die englische Bart „Cordillera“ von Balparaiso nach Caleta-Buena unterwegs, ist verloren gegangen. Nur drei Mann der Besatzung konnten gerettet werden.

— Acht walfischfangschiffe mit insgesammt 300 Menschen sollen im nördlichen Eismeer eingefroren sein. Diese Mittheilung hat ein aus dem Eismeere zurückgekehrtes Schiff nach Alaska gebracht.